

# DE BLANNEN THEIS

Text: Nikolaus Hein

Einleitung: Joseph Groben



Mathias Schou wurde am 30. März 1747 in Grevenmacher geboren. „Theis“ ist eine Kurzform seines Vornamens. Mit seiner Frau Barbe und seinem Hund zog er als blinder Spielmann viele Jahre lang durch das Land, von Dorf zu Dorf, von Fest zu Fest. Er spielte auf der Geige und sang Volkslieder, während seine Frau dazu tanzte. Er starb in Luxemburg-Eich am 17. Oktober 1824. Es ist nicht bekannt, ob er selber Lieder seines Repertoires geschaffen hat. Zugeschrieben wird ihm meist „Zu Arel op der Knippchen“. Theis gilt als der erste namentlich bekannte Volkssänger Luxemburgs. Nikolaus Hein (1889-1969) schrieb seine Skizze über den sagenumwobenen Vorläufer der

Dialektdichtung 1939 anlässlich der 100-Jahrfeier der nationalen Unabhängigkeit.

Eine Straße und ein Denkmal in Grevenmacher erinnern an sein Wirken, das maßgeblich zur Überlieferung der Volkslieder und zur Vereinheitlichung der Sprache beigetragen hat.

Dicks widmete dem legendären Spielmann das Gedicht „De blannen Teis“, dessen erste Strophe lautet: Ech zéien uechter d'Land erëm / Mat menger Fra am Arem; D'Leit kennen all meng fréilech Stëmm, / An d'kränkt mech kee Gendarem. Ech hu fir jiddereen eng Weis. / Gestëmmt ass ëmmerfort meng Gei.

Juchhei! / Ech sinn de blannen Teis.

Briefmarke, die am 29. April 1974 anlässlich des 150. Todestages des Blannen Theis herausgegeben wurde

Am Abend nach dem Festzuge wanderte Theis mit seinem treuen Hunde durch die abgelegenen Stadtteile, die jetzt menschenleer waren, hinaus ins Ungewisse. Es trieb ihn fort aus dem Trubel, und er atmete erfreut die freiere Luft, die aus den Wäldern her strömte. Das Land draußen rief ihn, und alles wartete wohl auf ihn wie einst, die endlosen Straßen seiner wehen Wanderschaft, die Schober, unter denen er genächtigt, die engen Herbergsstuben und die guten, braven Menschen, die dem Bettelmusikanten mit ihrem Pfennig auch ein freundliches Wort schenkten. Noch einmal sollte dies alles um ihn sein und seine Seele in Schlaf wiegen, wenn sich nach ein paar Stunden das Grab der Vergessenheit wieder über ihm schloss...

Im Dahinwandern überdachte Theis die Erlebnisse dieses Tages, und als habe er Versäumtes nachzuholen, so eifrig trieb er den Hund zu rascherem Gange an. Er hatte, verloren im Volksgewühl, alles mit anhören können; mit ihren neuen Teufelskünsten zauberten sie jedes Ereignis an einen beliebigen Ort. Aufzüge, Feiern, Konzerte, Bankette, Lieder und Reden. Viele Reden. Leistungen wurden gerühmt, Verdienste mit Recht anerkannt, es wurde hervorgehoben, dass das Land Verwaltungsgesetze geschaffen habe und viel Gussstahl erzeuge, dass Straßen gebaut

worden seien und der soziale Sinn des Volkes sich in vielen fortschrittlichen Werken betätige. Schön und recht! Es wurde auch gesagt, dass es viele Wirren und Krisen gegeben habe, o ja, gewiss, der Umschwung kam oft so rasch, dass man kaum noch Zeit fand, den Mantel nach dem neuen Winde zu kehren.

Er hatte auch den Festfeiern gelauscht, und die Festfeiern strafte die Reden Lügen. Was waren alle Feiern ohne die Lieder der Dichter? Öde, verbrämt mit Langeweile. Aber wenn die „Heemecht“ leise und getragen aufklang, dann wurden gewiss die Augen glänzend, dann zitterten die Seelen, die Heimat wurde lebendig.

Wer hatte das Volk geformt zu dem, was es war? Nicht das Gusseisen und die Straßen und die Verwaltungsgesetze, wie wertvoll das alles auch sein mochte, sondern seine Sprache. Denn in ihr lebte seine Seele, sie war die unsichtbare Menschenerde, auf der die Lebenden zu den Toten fanden. Und die treuesten Bewahrer dieses seelischen Erbgutes waren die Dichter. Wer hatte ihnen auch nur ein Wörtchen der Anerkennung gewidmet, als von der Entwicklung des luxemburgischen Volksbewusstseins die Rede ging? War denn überhaupt ein Zweifel möglich daran, dass ein Michel Lentz mit seiner Heemecht

**„De blannen Teis  
Ech zéien uechter d'Land erëm / Mat menger Fra am Arem;  
D'Leit kennen all meng fréilech Stëmm, /  
An d'kränkt mech kee Gendarem.  
Ech hu fir jiddereen eng Weis./ Gestëmmt ass ëmmerfort meng Gei.  
Juchhei! / Ech sinn de blannen Teis.“**

und seinem Feierwon mehr für die Erhaltung und Belebung vaterländischen Fühlens bedeutete als der größte Staatsmann des Landes im ganzen Jahrhundert? Wie unansehnlich auch die Dichter sein mochten, zu jeder Zeit erreichten sie doch die Schulterhöhe ihrer Landsleute auf allen Gebieten, wenn sie auch den Kopf nicht so hoch trugen.

Aber heute standen sie vergessen im Hintergrund, obwohl man ihre Lieder sang. Kein Kranz an ihren Denkmälern, keine Lichtergloriole, keine Fahne, kein noch so verschämter Hinweis auf ihre Verdienste um die luxemburgische Volkwerdung, kein noch so kurzes Verneigen vor ihrem Bilde! O, es ging nicht um ihn selber, er war nur ein armer, landfahrender Straßensänger gewesen, aber sie, die anderen, Größeren, Lenz und Dicks und Rodange, diese wenigstens mussten zu ihrem Rechte kommen.

Er stand in später Nachtstunde im Winkel des Paradeplatzes, wo er das Denkmal wusste. Das brausende Leben des Festtages verklang, der Verkehr ebnete ab. Zeitweilig war es schon ganz still hier.

Er horchte auf Schritte und vernahm von oben ein leises Gespräch.

„Gräme dich nicht, Lenz,“ sagte eine Stimme, „du weißt ja, Prophet im Vaterlande... Wie ist es unserm lieben Rodange schon zu seinen Lebzeiten ergangen! Gib acht, wenn jetzt das große Heimatbuch herauskommt, das der Welt zeigen soll, was wir sind, ich wette, man wird nicht einmal eine Strophe in unserer Sprache darin aufklingen lassen...“

„Ich habe mir nie was eingebildet“, sagte der andere, „ich war ein kleiner, geplagter Beamter, und mein Vorgesetzter, der Herr Präsident – wie hieß er nur? – hat sicher über meine unbürokratische Neigungen die Nase gerümpft, und wenn ich zu meinem Herrn Minister befohlen wurde – wie hieß er doch nur? – geruhte er nicht nur, über meinen schäbigen Rock gnädig hinwegzusehen, sondern er tat auch, als schweige er sich großmütig aus über meine gutgemeinten Versuche auf dem Pegasus... Ich habe mir auch nichts darauf zugutegetan, aber einmal glaubte ich doch, ein Sturmwind aus höheren Welten durchwehe mich und alle Stimmen meines Volkes aus Vergangenheit und Zukunft riefen mich an: Damals, als mir die Heemecht geglückt war...!“

„Sie lebt ja noch“, unterbrach ihn der erste, „sie lebt. Sie glüht als unverlöschliches Herdfeuer im Herzen des Volkes. Und du lebst durch sie. Siehst du, wir haben doch Macht über sie alle. Sie leben und fühlen

ja nur mit unsern Bildern. Es ist ja nicht ihre „Fräiheitssonn“, die ihnen leuchtet, sondern deine, deine Bilder weben um ihre Sauer und ihre Mosel, und mit deinen Augen sieht der Heimwehkranke, dass „net e Stierchen hält do uewe Wuecht“, sieht der Auswanderer „dat aremt klinzecht Haus, eng Bänk virun der Dir - -“

„Und du, Glücklicher“, führte nun Lenz den Gedanken weiter, „du lebst besonders in den Herzen der Liebenden. Doch nein, was sag ich? Dem ganzen Volke bist du Freudebringer und Erwecker gewesen, und für alle Zukunft bleibst du ein Kündler unserer absinkenden Zeit. Wenn vor der kleinsten Dorfbühne im Öslinger Dörfchen winterabends der Vorhang aufrollt und deine Gestalten über die Szene schreiten, dann ist die seelische Verbindung mit der Vergangenheit da, aus der sich das Volksbewusstsein geheimnisvoll nährt. Dann fühlt jeder: Ja, das sind wir!“

Theis lauschte erregten Herzens. Er hatte vortreten und hier laute Klage erheben wollen. Er hatte für das Volk Abbitte tun wollen, damit seinen Dichtern Genugtuung werde. Aber es kam ihm jetzt zu theatralisch vor. Die dort oben in ihrer Gelassenheit hätten über solch aufgeregtes Beginnen nur gelächelt.

Ein kühler Lufthauch erhob sich. Bald musste der Morgen kommen. Dann war die Zeit seiner Erweckung zu Ende. Sein Blut floss ruhig. Eine tiefe, unerklärliche Freude war über ihn gekommen.

Bewohner dieses Stadtviertels hörten im Halbschlummer des frühen Morgens eine seltsame Musik. Sie wussten nicht: träumten sie oder klang in ihren Ohren noch das festliche Getöse des Tages nach? Alle Lieder der Heimat hörten sie so heran wehen, die Töne kamen irgendwoher aus dem Traume, nein, von überallher, als ob alle Täler und Hügel und Wälder des Landes leise zu klingen begonnen hätten.

Es war wie das zitternde Nachsummen eines angeschlagenen Kristallglases, so rein und edel wie die Herzinnigkeit liebender Sehnsucht.

Es war die Stimme der Heimat, der Dank des Vaterlandes an seine Dichter.

Vor dem Denkmal stand im Dämmerlicht eine graue Gestalt. Sie wurde klein und unansehnlich, sie schrumpfte zusammen, sie war bald nur noch wie ein Schatten, durch den schon die Sonne hindurchgeht.

Theis spielte noch immer. Er wusste, der Tag seiner Wiederkehr war zu Ende. Aber noch im Versinken fühlte er das höchste Glück und die reichste Gnade des Sängers: Nichts zu sein als Seele und Stimme seines Volkes. (gekürzt) ♦